Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazetta militare svizzera

Band: 31=51 (1885)

Heft: 34

Artikel: Die Infanterie

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-96097

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

XXXI. Jahrgang.

Der Schweiz. Militärzeitschrift LI. Jahrgang.

Nr. 34. Basel, 22. August **1885.**

Erscheint in wöchentlichen Nummern. Der Preis per Semester ist franko durch die Schweiz Fr. 4.
Die Bestellungen werden direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel" adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben. Im Auslande nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an.
Verantwortlicher Redaktor: Oberstlieutenant von Elgger.

Inhalt: Die Infanterie. — Zur Frage: Sind Kupfer oder Kupferlegirungen als Geschoßmaterial für die Handfeuerwaffen völkerrechtlich anwendbar? — Militärisch-politische Betrachtungen und Abhandlung über die Heeresdislozirung und das Mobilisiren und Zentralisiren. — Graf York v. Wartenburg: Napoleon als Feldherr. — Eidgenossenschaft: Reglement für den militärischen Vorunterricht III. Stufe in Zürich und Umgebung. Mission ins Ausland. Militärstrafgesetzbuch. Die Berittenmachung der Offiziere für die diesjährigen größeren Truppenübungen. Unglücksfälle. — Ausland: Deutschland: Große Pontonierübung bei Harburg. — Verschiedenes: Die Geschützgießerei zu Ruelle.

Die Infanterie.

I.

Die Infanterie ist die Hauptwaffe aller Zeiten; sie bildet den Kern der Heere und ihre vorzüglichste Kraft. Diese Wahrheit finden wir in jedem Lehrbuch der Taktik und auf jedem Blatt der Kriegsgeschichte enthalten.

Die Infanterie war stets die eigentliche Trägerin der Kriegskunst. Diese ist es, welche ihr die Ueberlegenheit verleiht.

Wenn die Kriegskunst hoch steht, entscheidet die Infanterie die Schlachten; wenn sie in Verfall geräth, treten andere Waffen an ihre Stelle.

Stets haben die Heere nur soviel geleistet, als ihre Infanterie werth war.

Ohne eine tüchtige, ausdauernde, tapfere und gut ausgebildete Infanterie ist an Sieg nicht zu denken.

Die Kraft der beiden berühmtesten Völker des Alterthums (der Griechen und Römer) bestand in ihrem Fußvolk. Die Taktik ihrer Heere, obgleich sehr verschieden, bezeichnete besondere Abschnitte in der Geschichte der Kriegskunst und lieferte für Jahrhunderte unübertroffene Vorbilder.

Die griechischen Phalanxen besiegten zahllose Perserheere; die römischen Legionen unterwarfen die ganze damals bekannte Welt.

In der Zeit der römischen Imperatoren sank der Werth der Infanterie, und die Kriegskunst gerieth in Verfall. — Die Heere vermochten nicht mehr dem gewaltigen Anprall der Völkerwanderungen zu widerstehen. — Einwohner, Städte und Kriegskunst der Römer wurden vom Erdboden hinweggefegt!

In der Zeit des Mittelalters herrschte blos die rohe Kraft. — Die Reiterei wurde die Waffe, welche auf dem Schlachtfelde die entscheidende Rolle spielte.

Die Schweizer, durch die Noth gedrängt, nahmen in ihren Freiheitskriegen die alten Schlachtordnungen wieder auf. Mit ihrer Hülfe besiegten sie die zahlreichen Heere ihrer Feinde, begründeten ihre Unabhängigkeit und legten den Grund zu einem neuen Aufschwung der Kriegskunst.

Der Ruhm des schweizerischen Fußvolkes war im 16. Jahrhundert so groß, daß jeder Fürst ein Korps solcher Truppen in seinem Dienste haben wollte.

Die Spanier und die deutschen Landsknechte ahmten die Kriegskunst der Schweizer nach und erwarben einen großen kriegerischen Namen.

Moritz von Nassau, Gustav Adolf u. a. entwickelten die Kriegskunst weiter und vermehrten die Zahl der Handfeuerwaffen, welche bis dahin eine mehr untergeordnete Rolle gespielt hatten.

Die Kraft der Armeen Friedrichs des Großen bestand in seiner Infanterie und der von ihm begründeten Lineartaktik. Mit einem von Ehr- und Pflichtgefühl beseelten Offizierskorps und einer Mannschaft, die durch eine eiserne Disziplin an Reih' und Glied gekettet war, hat er große Thaten vollbracht.

In den Feldzügen Napoleons I. hat die gestählt aus den Revolutionskriegen hervorgegangene Infanterie den Sieg an die französischen Fahnen, welche der Reihe nach in allen Hauptstädten Europa's aufgepflanzt wurden, gefesselt. Unter der französischen Infanterie nahm die alte und die junge Garde den ersten Rang ein. Dieses unvergleichliche Elitekorps war das letzte Gewicht, welches der große Feldherr in die Wagschale der Ent-

scheidung warf. Das Auftreten der Garde bezeichnete meist den Wendepunkt der Schlacht. Ihr Name ist eng mit den Erfolgen Napoleons I. verknüpft. Wie er, endete sie ihre Laufbahn auf dem Schlachtfelde von Waterloo.

Und wem endlich dankt Preußen seine großen Erfolge in den Feldzügen 1866 in Böhmen und 1870/71 in Frankreich? Wem anders, als seiner vortrefflichen, gut disziplinirten, gut ausgebildeten und durch alle Grade gut geführten Infanterie!

II.

Die Infanterie war und mußte stets die Hauptwaffe sein, da sie nicht nur die einfachste und am leichtesten zu schaffende Waffe, sondern auch allein vollkommen selbstständig ist. Sie ist zum Angriff und zur Vertheidigung verwendbar; sie eignet sich zum Fern- und zum Nahkampf; sie kann in geöffneter und in geschlossener Ordnung fechten. In jedem Terrain, bei Tag und bei Nacht ist sie verwendbar.

Sie sorgt für die Sicherheit der anderen Truppen; sie versieht den Vorpostendienst und bildet den Kern des Marschsicherungskorps. — Ihr Widerstand hält den Feind auf und erlaubt marschirenden Truppen sich aus der Marsch- in Gefechtsformation zu entwickeln, ruhenden Truppen sich gefechtsbereit zu machen und eine zur Vertheidigung geeignete Stellung zu beziehen.

Die anderen Truppen würden keinen Augenblick der Ruhe pflegen können, ohne einen Ueberfall gewärtigen zu müssen, wenn die Infanterie nicht ihr Lager oder Kantonnement bewachen würde.

In gebirgigen und bewaldeten Gegenden fallen der Infanterie die Unternehmungen des kleinen Krieges zu.

Wenn Nacht und Nebel die Wirksamkeit der Reiterei und des Geschützes lähmen, behält sie ihre ganze Wirksamkeit und darf da oft hoffen, selbst die überraschendsten Erfolge zu erringen.

Die anderen Waffen und Truppen sind der Infanterie nur aushülfsweise beigegeben; sie können ihr große Vortheile gewähren; ihr Mangel kann den Erfolg in Frage stellen, doch allein vermögen sie nichts.

Die Infanterie steht zwar an rascher Beweglichkeit der Kavallerie nach, und sie besitzt nicht die Feuerkraft der Artillerie. — Sie kann weder rasch das Terrain aufklären, noch den Feind durch rastlose Verfolgung vernichten, wie die Kavallerie. — Die Infanterie kann keine materiellen Hindernisse (keine Schanzen, Wälle u. s. w.) zerstören; ihre Geschosse haben weder die Tragweite, noch die moralische Wirkung wie diejenigen der Artillerie.

Doch anderseits ist die Wirkung der beiden Hülfswaffen großentheils durch die Unterstützung der Infanterie bedingt. — Aus diesem Grunde ist es fehlerhaft, „um jene zu stärken, den Gehalt und die Tüchtigkeit der Infanterie zu schwächen."

Die drei Waffengattungen, in angemessenem Verhältniß vereint, bilden erst das vollkommene Werkzeug des Krieges. Eine Infanterie ohne Kavallerie und Artillerie würde auf die Dauer wenig Aussicht auf Erfolg haben (dieses zeigt z. B. der letzte Karlistenkrieg).

Doch noch weniger Gewicht haben Kavallerie und Artillerie in der Wagschale des Sieges, wenn nicht eine tüchtige Infanterie sie begleitet.

III.

Den größten Theil der Verluste in den Gefechten verursacht die Infanterie. — So war es im Alterthum und Mittelalter, so ist es heutigen Tages.

In der Zeit der Nahwaffen war Vernichtung das Loos der besiegten Partei. Bei dem Zusammenstoß der Schlachthaufen fiel die Entscheidung rasch; die schweren Rüstungen hinderten die Flucht. Die Fliehenden konnten von den Leichtbewaffneten leicht ereilt und erschlagen werden.

Die Leichen des besiegten Heeres bedeckten die Wahlstatt. Gefangene wurden nach damaligem Kriegsgebrauch keine oder nur in seltenen Fällen gemacht.

In den Schweizerschlachten öffnete der lange Spieß den Weg zum Siege. Doch die Hellebarde und die Mordaxt vollendeten die Blutarbeit.

Mit der allgemeinen Verbreitung der Feuerwaffen sind die Verluste in den Schlachten geringer geworden. Die moralische Kraft des Gegners wird durch die Wirkung der Feuerwaffen mehr als die physische gebrochen.

Nach dem Material und der Disziplin der Truppen tritt der Zeitpunkt, wo die Kraft zum Widerstand erlahmt, sehr ungleich ein. Freischaaren und Landsturmhaufen stäuben oft schon bei einigen Schüssen auseinander. — Solide Truppen können nur durch bedeutende Verluste wankend gemacht werden.

In den Schlachten Friedrichs des Großen verlor die Infanterie oft den dritten Theil ihres Bestandes. Verhältnißmäßig große Verlustziffern weisen auch einige Schlachten des ersten Kaiserreichs auf (so z. B. Eilau, Wagram, Borodino, Waterloo).

Bei allen Gelegenheiten, wo es in diesem Jahrhundert nachweisbar bei einzelnen Truppenkörpern zum Zusammenstoß und zum Kampf mit dem Bajonnet gekommen ist (wie bei Hollabrunn, Hagelsbach, Inkermann u. s. w.) zeigte sich die früher erwähnte Erscheinung. Die unterliegende Partei wurde vernichtet.

Wie die Einführung der Feuerwaffen, so hat auch ihre Vervollkommnung die Verluste in den Schlachten nicht vermehrt.

Bei der weit gesteigerten Wirkung der Präzisions- und Schnellfeuerwaffen können wohl einzelne Truppenkörper große Verluste erleiden, doch im Ganzen sind (wohl in Folge der beinahe ausschließlichen Anwendung der geöffneten Ordnung und der sorgfältigen Terrainbenützung) die Verluste verhältnißmäßig geringer geworden. Die Schlachten und Gefechte dauern länger und sind aber weniger blutig!

Gleichwohl entfällt auch jetzt die größte Zahl der Verwundungen auf die Handfeuerwaffen. Den Beweis liefert der deutsch-französische Krieg 1870/71.

Bei Gravelotte 1870 verloren die Preußen 95,5 % durch das Infanteriefeuer, 2,7 % durch Artillerie und 0,8 % durch blanke Waffen. Die Wirkung der deutschen Artillerie in dem Feldzuge 1870/71 wird größer und zwar auf 25 % veranschlagt; immerhin entfallen noch immer 75 % Verluste auf das Infanteriefeuer. Uebrigens waren die Schlachten von Sedan, Hericourt u. a. beinahe reine Artillerieschlachten (W. v. Plönnies, deutsche Gewehrfrage S. 19 und 25).

In dem russisch-türkischen Krieg finden wir die nämlichen Erscheinungen.

Wenn aber der Infanterie die wichtigste Aufgabe im Kriege zufällt und die Entscheidung, das Glück oder Unglück in den Schlachten hauptsächlich von ihr abhängt, so dürfte es der Mühe werth sein, einen Blick auf die Elemente ihrer Kraft zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Frage: Sind Kupfer oder Kupferlegirungen als Geschoßmaterial für die Handfeuerwaffen völkerrechtlich anwendbar?

Waffen und Geschosse, welche unbedingt tödtliche Verwundungen verursachen, sind durch das Völkerrecht verpönt. Dieses ist anerkannt durch die Petersburger Konvention für die Explosivgeschosse unter 2 Kilogramm Gewicht. Giftige Waffen und Geschosse kommen nur bei Wilden vor. Seit Jahrhunderten sind bei den gesitteten Völkern Europa's keine solchen im Gebrauch.

Da die Geschosse der Handfeuerwaffen von Weichblei eine den Explosivgeschossen ähnliche Verwundung verursachten und aus diesem Grunde in dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 zu der ungerechtfertigten Beschuldigung „der Anwendung von Explosivgeschossen" Anlaß gaben, so führte man in der Folge in Europa allgemein Geschosse von Hartblei (welches durch Zusatz von Antimon erhalten wird) ein.

Um die Wirkung der Handfeuerwaffen zu vermehren, sind in der neuesten Zeit nach dem Vorschlag, welchen die Majore Plönnies, Weygand u. A. schon vor vielen Jahren gemacht, vielfach Versuche mit Gewehren kleinsten Kalibers vorgenommen worden. — Bei diesen schien es nothwendig, um bei Anwendung einer verhältnißmäßig starken Pulverladung die Führung des Geschosses in den Zügen zu ermöglichen, letzteres mit einem Mantel von härterem oder zäherem Metall zu umgeben. So verfiel der deutsche Major Bode auf die Anwendung von Kupfermantelgeschossen.

Als bei uns die Versuche mit Gewehren kleinsten Kalibers im Auftrag des eidg. Militärdepartements angeordnet wurden, lag es nahe, die von den Herren Bode, Hebler u. A. bereits erprobten Kupfermantelgeschosse anzuwenden.

Doch mit vollem Recht fragte man sich: „Sind solche Geschosse nicht völkerrechtswidrig?"

Unzweifelhaft sind die Geschosse mit einem Mantel von Kupfer oder Kupferlegirung gestattet, wenn dieses Metall in der Wunde nicht schädlich wirkt; sie sind aber unstatthaft und völkerrechtswidrig, wenn der Mantel eine Grünspanvergiftung erzeugt.

Es lag nahe, über diesen Gegenstand das Gutachten der Aerzte einzuholen. Doch die Ansichten der Mediziner wie der Juristen gehen oft über einen und denselben Gegenstand weit auseinander.

Der berühmte Professor Kocher in Bern hat die Behauptung aufgestellt, und unser Oberfeldarzt hat dieselbe unterstützt, daß Geschosse mit Kupfermantel für die Gesundheit nicht schädlich seien. Allerdings ist das eine Ansicht, welche nicht von allen Aerzten getheilt wird. Der Berichterstatter hat einen Doctor medicinæ bei Behandlung dieses Gegenstandes sagen gehört: „Die Herren sollen sich nur einmal ein Kupfermantelgeschoß in den Leib schießen lassen und sie werden dann schon sehen, wie der Kupfermantel wirkt!" Nun, wenn vorgenannte Herren diesen Versuch an sich nicht machen lassen wollen, so kann man ihnen dieses nicht übel nehmen.

Allein die Versuche am Kadaver können über die wichtige Frage, ob der Kupfermantel (durch Oxidation) in der Wunde giftig wirke, keinen Aufschluß geben, und die Luzerner Regierung, welche aus überschwenglicher Humanität den Herrn Mattmann nicht einmal zu den Versuchen mit den Cholera-Bacillen hergegeben hat, dürfte sich noch weniger entschließen, denselben zu einem Versuch mit Kupfermantelgeschoß zur Verfügung zu stellen, obgleich es für denselben sicher nicht schade wäre.

Die Beantwortung der Frage, ob Projektile von Kupfer oder mit Kupferzusatz in den Wunden giftig wirken, schien daher bis zum ersten großen Versuch im Krieg auf sich warten zu lassen. Doch dieses ist nicht nöthig. Geschosse von solchem Metall sind im Felde schon angewendet worden und über ihre Wirkung berichtet u. a. A. von Goeben, welcher sich später als deutscher Heerführer im Feldzug 1870/71 einen großen Namen gemacht hat. Derselbe hatte als junger, thatenlustiger Offizier den Karlistenkrieg mitgemacht und sich da die erste Kriegserfahrung erworben. Ueber seine Erlebnisse hat er 1841 ein Werk veröffentlicht, betitelt: „Vier Jahre in Spanien." Die Karlisten, ihr Kampf und Untergang. (Hannover, Hahn'sche Hof-Buchhandlung.)

Auf Seite 387 werden die Folgen des mißlungenen Versuches der Christinos auf die Feste Morella behandelt, und bei dieser Gelegenheit wird gesagt: „Die feindliche Armee hatte in den zahllosen Kämpfen und Strapazen der letzten vier Wochen einen Verlust von 7000 bis 8000 Mann, einem Drittel ihrer ursprünglichen Stärke, gehabt, von denen über 5000 auf dem Kampfplatze oder in den Hospitälern in Folge der Verwundung durch bronzene Kugeln starben.

Durch gänzlichen Mangel an Blei waren nämlich die Karlisten genöthigt, jedes Metall, welches sie erlangen konnten, zu ihren Flintenkugeln zu benutzen, so daß, wenn nicht augenblicklich Hülfe kam, durch das Ausscheiden von Gift in der Wunde